Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Nikolaus von der Flüe (1417-1487) [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574900

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

noch, als das Mädchen und sein Gebieter hinter einer Wegsenkung verschwunden waren. Und ich sehnte mich hinweg von der Erde, hoch, so hoch und frei wie Wolke und Wind, und meine Seele hatte keine Flügel.

(Schluß folgt).

Nikolaus von der Flüe (1417–1487).

Gedanken und Studien zum 21. März 1917. Von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Ein notwendiges Zwischenkapitel.

Recht wie ein Ausbund von Jugendkraft, kann sich die damalige Eidgenossenschaft nicht genug in fremden Händeln austoben. Sobald dann die Gelegenheiten nach außen rarer werden, übt sich der Staat oder das Stäätlein in Gewalttätigkeiten nach innen. Sein maßgebender, in der Regierung sitzender Ausschuß wird mit der Zeit despotisch. So kommt es wohl, daß die eidgenössische Politik vom Ende des fünfzehnten durchs sechzehnte ins siebenzehnte Jahrhundert nicht in volkstümlicher, sozialer Richtung vorwärts geht. Sie verfolgt wie die ganze Umwelt den entgegengesetzten Schritt zu einem harten, überpersönlichen, uns heute unmenschlich scheinenden Staatsbegriff, dessen Darstellung aber doch recht kleinmenschlich durch erbliche Geschlechter, adelige Familien und erlesene Financiers geschieht. Mit den Vogteien beginnt es, dann werden die Bauern, dann die Stadtbürger am Recht, und ginge es, auch am bösen Maul gekürzt. In diesem trüben Prozeß erscheint wahrhaft das demokratische Zellengebilde der Urschweiz, so stark es auch von der Patrizierkrankheit mitgenommen wird, dennoch wie ein bißchen grüner Insel im wachsenden grauen Meer des Absolutismus.

Freilich konnte der Leser aus den Mötteli-, Koller- und Amstalden-Wirren leicht herauslesen, daß auch das urdemokratische Bruderklausen-Eiland an vielen Schäden litt. Das Grundübel besteht wohl in dem auffallend großen Mangel an unparteilichem, nur das Volkswohl bedenkendem Rechtssinn. Wenn Theodor von Liebenau eingangs seiner Darstellung des Koller-Handels „die nach unten und oben gleich strenge Justiz" *) der Schweizer erwähnt, so hat mich der Blick in jene Zeiten eher das Gegenteil gelehrt. Eine andere Elle galt gegen Reich und Arm, Hoch und Niedrig. Wie sanft behandschuht gehen die Orte gegen die schreienden Untaten des jungen Joachim Mötteli vor! Wie rasch ist man mit Pein und Schafott bei kleinen Dieben! Ein Widerwort von unten gegen die Obrigkeit wird blitzschnell gebüßt. Wäre Landammann Bürgler ein armes Schuldenbäuerlein am Lungerersee gewesen, wie flink hätte man es auf Amstaldens Angaben hin der luzernischen Rache geopfert oder in den eigenen Turm an der Aa geworfen und torquiert! Würde ein ordinärer Schuhflicker dem nicht ganz schuldlosen Obwaldner Klerus den ketzerischen Schimpf statt Landammann Balthasar Heintzli von Sarnen angetan haben, er wäre rasch und bitter genug am Leibe gestraft worden. Ein Tag und eine Nacht im Turm liegen und Abbitte leisten hätte wahrlich nicht genügt. Und doch ward der Prozeß gegen Heintzli *), durch allerlei Intrigen geschürt, noch scharf genug geführt, sodaß der Delinquent trotz der herabgemilderten Strafe und Wiederherstellung der Ehren sich dennoch gegenüber dem Hauptmann Melchior von Flüe von Sachseln benachteiligt glaubte. Denn dieser schon erwähnte Nachkomme Bruderklausens ist wegen seines jähzornigen Totschlages an Zimmermeister Kaspar zum Bach schon binnen Jahresfrist begnadigt und wieder in Amt und Ehre gesetzt worden. Ein armer Schelm baumelte längst am Galgen.

Dieses Zweierlei im Recht wird dadurch nicht besser, daß das Gemeindevolk daran wacker mithilft. Vielfach ist ihm bereits nicht der Glaube, aber doch eine

*) St. 535, XI. Jahrg. der Kath. Schweiz. Blätter.

*) Alt-Landammann Balthasar Heintzli hatte 1565 im Eifer gegen das Konkubinat vieler Geistlicher und empört über den Beschluß der Landsgemeinde vom 23. April, die Reformen des Tridentinums vorläufig zu sistieren (ein Beschluß, hinter dem er das Betreiben des interessierten Klerus argwöhnte), sich zu einer unüberlegten Aeußerung gegen das katholische Dogma hinreißen lassen.

faule, feile Nachsicht anerzogen, daß Hohe und Herrschende unter einem anderen Stäblein stehen. Große Geldschenkungen, religiöse Stiftungen, Ueberredung durch geistliche und weltliche Obern tun ein übriges. Aber im tiefern Grund und Dunkel der Volksseele erhielt sich doch das Gefühl ungleicher Behandlung mit der Zähigkeit eines beleidigten Naturrechts von Geschlecht zu Geschlecht und hat sich reichlich in Lied, Sprichwort und Legenden, aber manchmal auch in einem offenen aufrührerischen Akt ausgesprochen*). Besonders lebhaft scholl die Klage vom Hängen der kleinen und vom Laufenlassen der großen Schelme, als der Urner Turmann, der am Verrate bei Novara 1500 wie ein Handlanger mitgewirkt hatte, enthauptet wurde, indessen die hohen Anstifter sich schadlos hielten.

Uebrigens lese man einmal mit guter Ueberlegung in den Abschieden jener Tage nach, wo etwa von Fahndung auf Verbrechen und ihrem Gericht so oft die knappe Rede ist. Man wird bei einiger Vertrautheit mit Sach' und Personen sogar in diesem amtlich trockenen und kargen Text, der sich doch durchaus nicht bei einer Unebenheit will betreten lassen, schon durch die Art der Angaben und Betreffnisse, durch die Wahl der Wörter und den feinern oder rauhern Tenor des Gebots immer wieder an die unheimliche ungleiche Elle erinnert. Ich habe an anderer Stelle der Tagsatzung im allgemeinen die geistige Großzügigkeit abgesprochen. Sie ist eben die treue Abspiegelung unseres kleinstaatlichen Betriebs**), seiner unleugbaren Geschäftigkeit, hausmeisterlichen Vorsorge, fleißigen Umsicht und Kassenweisheit, seines eidgenössischen Stolzes, aber auch seiner Krummbeinigkeit und Achselträgerei, sobald Geld und Glanz und Eitelkeit und Abenteuer locken; sie bleibt die unerschöpfliche Fundgrube unserer Geschichte, eine Schule der Demut und Selbstkritik für jeden echten Forscher.

Kann es in solcher Zeitverfassung nun aber auffallen, daß uns kein Gedanke so oft und in so mannigfacher Form aus dem Munde Bruderklausens überliefert wird als der eine: Gerechtigkeit vor allem! Ich glaube nicht, daß die ältesten Biographen oder auch nur sämtliche Partien des unschätzbaren Sachsler Kirchenbuches von 1488 noch durchweg den Klang der Bruderklausenstimme und den heiligen Rhythmus seiner Rede im Ohr trugen, als sie ihre Zeilen niederlegten. Aber seinen Geist übermittelten sie doch. Obwohl sie sein bürgerliches Leben vernachlässigen und gleich aufs Mystische und Wunderbare der Eremitenzeit ausgehen, können sie doch nicht anders, als aus ihrem Geschichtlichen und Legendenhaften diesen leidenschaftlichen Drang nach Gerechtigkeit hervorblitzen lassen. Was Niklaus den Vätern und Müttern, den Handwerkern und Meistern, den Inwohnern und Ausländern, den Kommandierenden und den Gehorchenden, Priestern und Laien rät, es lebt und webt immer im Ziel: Gerechtigkeit, Nichtansehen der Person, Bruderwürde, Bruderliebe!

Daher haben die Chronisten von damals, wenn sie Niklaus politisieren lassen, nichts so eifrig angeführt wie sein Eifern gegen das Reislaufen und Pensionennehmen und den mitgehenden Rat, auf der Scholle zu bleiben, ein Kind und Herr seiner Erde. Das Pensionenwesen muß ihm besonders verhaßt gewesen sein. Es bildete im Wesen der acht alten Orte wohl das schwerste Unrecht gegen Volk und Heimat. Daß sich die Führer des Kantons von einem ausländischen Fürsten Jahr um Jahr zu seinen Gunsten und Diensten besolden ließen, mochten sie nun den Vor-

*) Wobei man sich freilich hüten wird, jede Erhebung mit demokratischem Titel auch ihrem Geist und Ziel nach als volksfreundlich anzusehen. Oft wurden Oligarchen gestürzt, nur um andern Platz zu machen. Das mithelfende Volk sah vorläufig nur den ersten Akt ein. Der Ringgenbergerhandel, dem 1381 die Edeln von Hunwil und Waltersberg in Unterwalden zum Opfer fielen, gehört wenigstens inbezug auf das Drum und Dran jener Wiserler Landsgemeinde wohl auch in diese Revolutionen von einer Herrenhand in die andere.

**) „Die psychologischen Grundlagen der Geschichte," schreibt Dr. Durrer im 32. Bd. des Jahrb. f. Schweiz. Gesch. („Landammann Heintzli") S. 209, „treten in der Kleinwelt unserer demokratischen Staatsgebilde unverhüllt zutage. Wo das Persönliche so nahe und unmittelbar wirkt, können die persönlichen Motive der Politik nicht verborgen werden. Privatinteresse, Sympathie, Antipathie, Ehrgeiz, Neid, Streitsucht — ja, oft die bloße Langeweile, der Drang, die Eintönigkeit des Alltags zu beleben — bestimmen den Gang der öffentlichen Dinge. Die ‚Weltanschauung' kommt lange hintenher. Aber die wird auf das Feldzeichen geschrieben, und man gibt sich gern der Selbsttäuschung hin, für höhere Ideale zu streiten." — So klassisch knapp und wahr ist wohl unsere damalige Kleinländerpolitik im Innern — gilt sie nicht auch vielfach im Aeußern? — niemals charakterisiert worden.

satz zu Gegenleistungen haben oder nicht, war doch ehrlich besehen eine undemokratische, politisch unehrliche und schon damals als solche sattsam erkannte Sache. Viele hohe Eidgenossen nahmen aber Gelder von verschiedenen, sogar sich feindlichen Herren an. Hans Waldmann war der skrupellose Klassiker in diesem Fach. Natürlich brachten die Pensionen auch Glieder der gleichen Kantonsregierung — in Obwalden z. B. die Wirz und Imfeld im sechzehnten Jahrhundert — in heimlichen, dem Landeswohl schädlichen, politischen Gegensatz, je nach ihren Pensionszahlern. Es kam vor, daß für zwei sich bekriegende Mächte des Auslandes aus dem gleichen Kanton Mannschaft geworben wurde, also Landsleute, die sich vielleicht auf lombardischer oder französischer Erde erschießen und erstechen mußten. Dieses Werben und sich dafür Schmierenlassen war nichts anderes als unter einem verbrämenden politischen oder sogar nationalen Titel Menschenhandel treiben. Das Reislaufen in fremde Dienste hätte von sich aus, zufolge der schlimmen Erfahrungen, die man machte, nach und nach leicht seinen Reiz verloren, besonders wenn die Orte ihrem gemeinen Mannsvolk das bürgerliche Leben und Auskommen daheim nicht immer schwerer gemacht hätten. Statt dessen wurde das Soldwesen durch die Ungenüge in der Heimat und durch die Trommel der Pensionäre und Werbleute stets lästerlicher ins Blühen gebracht. Die Kommandanten bekamen einen ordentlichen Batzen. Aber die gewöhnlichen Soldaten mußten schmal durchschlüpfen und standen, einmal in der Fremde, ziemlich recht- und hilflos da. Hauptmann Balthasar Heintzli muß ohne Widerred hören, „daß sine knecht im krieg sigen hungerß gestorben", wohlverstanden durch seine Schuld! Und Aehnliches wird auch mehreren von Flüe, Imfeld, Spichtig aufgebürdet, ohne daß diese Offiziere sich reinigen können. Unsere gemeinen Söldner lernten darum allerlei Nebengewinne suchen, litten Unsägliches, brachten Unruhe und Krankheiten heim und verfluchten vielfach ein Leben, das sie aus Not und Gewohnheit doch je länger je weniger lassen konnten*). Man muß nur einen Nachmittag in der Casa di ferro bei Locarno zubringen und in der vergitterten und labyrinthischen Tücke dieser Söldnerkaserne die Lokale, die bekritzelten Wände, jene Tage, jene verkauften und bereits am Heimweh kranken, rauhen Gesellen studieren, dann verfängt kein feudalistisches Geflunker mehr, und man ist gründlich von jenen nobeln, atavistischen Passionen geheilt, in denen noch heute viele Schwärmer jene Schweizerzüge unter päpstlichen, französischen, holländischen und spanischen Fahnen als den Mittag unserer Geschichte rühmen. Ja, ein Mittag, aber unter einer fremden Sonne, im Sklavenschweiß! Wir besitzen an Tagebüchern von damals fast nur die selbstrühmenden Berichte höherer Militärpersonen. Das wenige, was der Gemeine überliefert — wie selten konnte, mochte er sein Elend schreiben! — lautet ganz anders, atmet Staub, Kot, Rohheit, Blut und oft Verzweiflung.

Auch mich haben einst die Namen Novara und Marignano erschüttert, auch mir haben Fahne und Schwert Julius' II. im Landesmuseum den Puls beschleunigt und die gewaltigen Perioden Segessers für Werb- und Soldfreiheit im Nationalrat das junge Haar gesträubt... Ach, Sauerwochen der Geschichtsbetrachtung! Schön, daß man sie einmal erlebte! Schöner noch, daß man sie einmal überlebte!

Bei Johannes Stumpf, dem Chronisten, heißt es von Bruderklaus: „Vermanet sy zuo frid, zuo Handarbeitt vnd allein jres vatterlands ze achten, vnd sich deß zebegnügen ... er warnet sy (d. i. die Eidgenossen) hoch vor allen ausländischen kriegen, vor frömden königen vnd fürsten vereinigungen, diensten vnd jargelt, mit anzeigung, das soliche ding eine zerrüttung würdind syn Eydgnössischer fryheit vnd wolstands..." (gedruckt Zürich 1547).

Diebold Schilling, Heinrich Gundelfingen, Abt Trithemius, Chorherr Wölflin, Gerichtsschreiber Petermann, die

*) In unserer neuern Poesie hat dieses Los Dr. Arnold Ott zuerst wahrhaft groß und sozial im 2. Akt seines „Karl der Kühne und die Eidgenossen" verwertet. — Ein erschöpfendes kulturhistorisches Werk über unser Sold- und Pensionenwesen gibt es leider noch nicht; aber eine bedeutende, vorab vom militärpolitischen Augenwinkel bemessene Facharbeit liefert hiezu Dr. Richard Feller „Bündnisse und Söldnerdienst 1515-1798" im 6. Heft der Schweizer Kriegsgeschichte.

Chronisten Etterlin, Edlibach, Anshelm, Johann Salat, Aegid Tschudi, der Zuger Schulmeister Suter, der Basler Medicus Pantaleon, Pfarrer Andreas Z'bären, Dechant Wittwyler, Heinrich Bullinger und andere berichten die nämliche, der Zeit um Jahrhunderte vorauseilende Weisheit Klausens. Sie tun es freilich alle erst nach dem Tode des Eremiten und nach dem furchtbaren Krach bei Marignano 1515, der eine blutige Illustration in den Bruderklausentext druckte. Umso respektvoller und überzeugter überliefern sie jetzt. Es ist etwas Predigerhaftes daran, etwas bitter Erlebtes, etwas Jeremiasklarheit.

Man muß wissen, daß mitten in Bruderklausens Einsiedeltum die neuen italienischen Lockungen und die urnerischen Eroberungspläne fallen. Obwohl ein Papst, Sixtus IV., der Onkel Julius' II., 1478 und 79 die Schweizer in Sold nehmen will, obwohl Uri durchaus zum Livinental das untere Tessin braucht, weder die Schlüssel Petri, die weltlichen freilich, noch der Uristier und sein verzweifeltes Hornsignal können Bruderklaus zur kleinsten Abschwächung seiner Worte bestimmen. Uri hatte den Novemberzug 1478 erzwungen. Man weiß, wie ungern die andern Stände dem vorausgestürmten, politisch weitblickenden, aber gewalttätigen Gotthardländchen zu Hilfe kamen. Sicher waren es nicht örtliche Mißhelligkeiten allein, sondern die nie schweigende Warnung aus dem Ranft, die die Eidgenossen in einer momentan scheinbar so sichern Sache bedenklich machte. Vor dem vertrödelten Bellenz zog man unrühmlich heim, indessen die zurückgelassene kleine Besatzung am 28. Dezember den Sieg von Giornico erfocht. Uri erobert nun Tal und Paß zum Lukmanier. Aber wieder glaube ich nicht, daß nur diplomatische Ränke die Sieger vor weiterer Verfolgung abgehalten, ja zur Preisgabe von Erobertem bestimmt hätten, wenn nicht das Ohr der Zürcher, Berner, Luzerner so oft und laut von der Mahnung Bruderklausens widerhallte: „Hütent üch vor frömden vereinigungen!"

1479 schloß man gleichwohl mit Sixtus IV. einen genauen Soldvertrag ab. Aber unverkennbar ist auch hier noch das von Johannes Dierauer so wohl skizzierte Bestreben, „in den Verträgen möglichst geringe Verbindlichkeiten einzugehen und mit allen Nachbaren freundschaftliche Verhältnisse anzustreben" *), also zwischen roher Utilitätspolitik und der Bruderklausenpolitik eine leidliche Mitte zu behaupten. Daß aber ein solcher Kompromiß auf die Dauer unmöglich wird und jene Mittellinie bei winkenden Profiten bald genug wieder auf die Nützlichkeitsseite abbiegt, das ist wohl keinem weniger entgangen als dem von Flüe selbst, einem so kundigen Kenner des Schweizerherzens.

„Machent den Zaun nit zuo wit!"

Es entsteht die Frage, ob die Bruderklausenpolitik, wie wir sie aus den damaligen Chronisten und dem Wesen des von Flüe selbst entnehmen, wohl auch eine ersprießliche, reale, nicht bloß auf paradiesische Gaue passende, aber für die rohere Erdenzimmerung unzweckmäßige, ja, für die Entwicklung der Schweiz geradezu hemmende gewesen wäre.

Darüber wird man wohl nie einig gehen. Vielen scheint dieses Niklausensche „den Zaun nit zuo wit machen" ein Ein- und Abschnüren der Schweiz von der europäischen Entwicklung; andere erblicken darin die früheste Anlage zur schweizerischen Neutralität. Mancher findet, daß die alten Eidgenossen in hellem Aufruhr zu jenem Rate wirklich so einige zwanzig Jahre, etwa von 1495 bis 1515, eine Großmacht bedeuteten und europäische Politik machten. „Die Großmachtstellung der Schweiz" betiteln heute Geschichtsbücher dieses anti-niklausische Zeitkapitel.

So mächtig ich die Schweizerdogge respektiere und ihre blutige Schnauze und ihr gewaltiges Bellen in jene schwülen, lombardischen Tage und ihre Katzenfalschheit hinein und so heilig mir die Felder von Marignano sind, dennoch kann ich in diesem Eingreifen in die italienischen Dinge keine vaterländische Weisheit sehen. Vielleicht war es beinahe selbstverständlich zur Weiterentwicklung, vielleicht schien es beinahe eine organische Notwendigkeit. Aber Großzügigkeit, Großmachttat kann

*) Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft von Johannes Dierauer, 2. Bd. 2. Aufl., St. 296, 297.

ich darin nicht sehen. Die Distanz von vier Jahrhunderten gibt uns heute doch wohl das Recht und Vermögen, jene Verwicklung in ihrer ganzen Bedeutung und Folge so nüchtern zu bewerten, wie man es im Ach und Hurra der Tat nie vermochte. Da ergibt sich denn, daß wir Eidgenossen selbst über diese Großmachtstellung in objektiver Ueberlegung nichts wußten, am wenigsten um 1500 herum, sondern diese historische Abstraktion uns erst neuerlich am Studierpult verstattet haben, daß wir aber in hin und wieder schwankender Politik schon um jenes genannte Datum dreißigtausend starke gesunde Männerleichen im Ausland liegen hatten, 1503 ob all dem Unsegen so erschraken, daß wir im Badener Abschied vom Juli eine politisch-nationale Generalbeichte ablegten und einen gewaltigen Anlauf nahmen, uns nun enger ins warme Eigene einzuzäunen, aber 1508 wegen der Disziplinlosigkeit der Orte und einer allgemeinen Desorientierung diesen Pensionenbrief wieder ausdrücklich außer Kraft setzten, nun mit dem Kriegspapst Julius II. in Bündnisse gerieten, deren Tragweite wohl von allen Köpfen diesseits der Alpen der einzige Kardinal Matthäus Schinner kannte, über die Pässe hin- und hermarschierten, nicht einmal über die tessinische Eroberung eins waren und dann freilich, aber ohne klares Ziel, das enorme Glück des Pavierzuges 1512 erfochten.

Hier gibt es nun einen Tag, den einzigen in der Schweizergeschichte, 29. Dezember 1512, wo die Schweizer einen Fürsten, Massimiliano Sforza, aus ihrer Kraft auf den Thron setzen, ihm die mailändischen Schlüssel einhändigen — die kaiserlich-spanische Macht darf nur als Statist zuschauen! — und ihn sozusagen als ihr politisches Mündel betreuen. Als Vasallen wäre zu viel gesagt. Aber man bedenke, daß Massimiliano ohnehin der rechtmäßige, erbliche Nachfolger war, daß es sich auch bloß um das Stück Mailand und zwar damals um ein sehr unsicheres, stets bestrittenes und von Hand zu Hand gehendes Stück Mailand handelte, welches für die Eidgenossen durchaus nicht haltbar sein konnte. Man sehe zu, wie die staatsmännische Logik den Schweizern auch jetzt noch wesentlich abgeht, kein innerer, räsonnabler Zwang sie beseelt und daß im ganzen Zusammenhang oder besser in der psychologischen Zusammenhanglosigkeit die Junischlacht bei Novara 1513 und der Dijoner Zug im September gleichen Jahres eher glorreiche Streiche, Zufälle von Mut und Glück darstellen als ein geschlossenes System und so keinesfalls geschichtlichen Bestand garantieren können. Sogleich sind die stolzen Bauern-Eroberer wieder eilig gebrauchte, mißbrauchte, verbrauchte Söldner, Handlanger anderer, logischer denkender Regenten, nachdem sie mit der großen Geste eines müden Löwen noch zeitig und würdig den Schein selbständiger Auslandpolitik von Marignano in den Schatten ihrer Berge und in unsere Schulbücher gerettet haben. Der einzige Gewinn dieser Weltstrapaze ist (nebst dem Veltlin für einige Zeit) der heutige, wichtige, aber, wie wir meinen, ohne solchen Kraftaufwand schließlich doch der Schweiz zufallende Kanton Tessin, dazu eine schwere Summe Gold, ein ungeheurer Aderlaß, ein großer politischer Katzenjammer und zu allem das weiterschwärende und verheerende Fieber, immer wieder für Geld und Bändchen dem Ausland zu dienen. Die Glaubensspaltung mit ihren Folgen stieß auf eine innerlich und äußerlich bei aller physischen Kraft doch schwer zerrüttete Eidgenossenschaft, und dem ist zum Teil wohl ihr in Aufnahme und Ablehnung oft so kleinlicher, unnationaler, zersplitterter Gang durch unser Volk zuzuschreiben.

Und nun: europäische Politik?

Eine wahrhaft kontinentale Großmacht haben die belgischen Provinzen einmal und die Generalstaaten sogar zweimal unter dem ersten und dritten Oranier Wilhelm ausgeübt. Europäische Politik, doch unverkennbar auch ein bißchen im werkzeuglichen Sinne der Pavier-Eidgenossen, hat ferner Schweden unter Gustav Adolf geleistet, aber mehr und augenblicklich dieses Gustav Adolf ungeheure Persönlichkeit als dauerhaft eine Nation Schweden, und noch einmal unter Karl XII., aber jetzt noch persönlicher und nur noch in einem romantisch-novellistischen Einschlag ins Protokoll Europas. Auch Sobieskis Entsatz Wiens und Skanderbegs

Heldentum in den Albanier Bergen sind ihrer Wirkung nach europäische Taten, ohne daß doch die Politik jener Länder darum Großmachtbedeutung erhielte. Wieviel weniger dürfen wir Schweizer diesen Titel ansprechen, die wir den letztgenannten episodischen Weltdaten nichts — am ehesten noch die Zerschmetterung des Burgunders — entgegenzusetzen haben, aber freilich dieses Titels für unsere Ehre und unser Glück auch gar nicht bedürfen. Doch nein, ich irre mich, einer wahrhaft europäischen Tat kann sich die Schweiz doch rühmen, das ist, daß sie im dreizehnten Jahrhundert ihre republikanische Existenz zwischen lauter Monarchien legte und heute nach sieben Jahrhunderten voll Irren und Wirren mit steigendem Einfluß zwischen den Großstaaten des Weltkrieges behauptet. Das wird vielleicht später ein schweizerischer Thukydides als ihre eigentliche Großmachtstellung und ihre größte Weltpolitik einschätzen.

Bruderklaus hätte wohl vom Pavierzug, von der Dijoner Belagerung, von der Gefolgschaft bei Marignano hinter dem Purpur Schinners (einem so blutigen Omen!) abgeraten. Wir hätten den italienischen Stiefel nicht ins Knarren gebracht, Julius' II. hübsche Ehrentitel und Geschenke heute nicht in den Rathäusern ausgestellt, den Sforza nicht mit lateinischer Rede aus eines Landammanns Mund inthronisiert*), auch vorläufig das Tessin nicht erworben und minder Gold geschluckt. Aber was verschlüge das? Man kannte unsere Hiebe ja doch schon gut genug. Dafür hätten wir unsere Kräfte beisammenbehalten, uns nach innen besser geordnet, Gesundheit und kühles Blut und eine geordnete Reserve hinter den Zäunen bewahrt, um bei den nächsten guten Gelegenheiten ein umso triftigeres Wort ins nächste Ausland zu werfen und, was die Logik unserer Geographie und Wirtschaft forderte und selbst ein Heiliger nicht verbieten konnte — zumal einer, der den Thurgauer Zug mitgemacht hatte! — mit zwanzigmal kleinern Opfern dann doch in Süd und West uns anzugliedern.

Der historische Fachmann lächelt vielleicht. Lächle er! Aber nachher sage er uns, ob nicht unsere ganze Geschichte auf Geschicklichkeit und Versehen von Freund und Feind, auf Zufällen guter und arger Art, oft auf Einzelpersonen, oft auf Masseninstinkten, aber vor allem andern auf geographischen und wirtschaftlichen Interessen beruht, sodaß der Gang der Nation, durch diese letztern steten Faktoren wesentlich bestimmt, von allen übrigen nur etwa ein wenig beschleunigt oder verzögert, verbösert oder verbessert wird: etwa wenn ein Heißsporn oder ein Reaktionär mitpfuscht, Schlachten gewonnen oder verspielt, geniale Sonderwege gegangen werden. Aber der große Strom der Geschichte fließt in seinem notwendigen geographisch-wirtschaftlichen Bette weiter, langsamer, rascher, etwa mit einer lästigen Biegung, durch eine harte Klus, über Schnellen, was bedeutet das? Und es ist ebenso ungeographisch als ungeschichtlich, zu sagen, wenn jener Berg, jene Erdfalte, jenes Ereignis nicht wäre, hätte er einen ganz andern Lauf genommen. Diese Erdfalte und dieses Ereignis gehören zu ihm eher wie Wirkungen als wie Ursachen, und so läuft er wie eine intelligente Naturgewalt, ob die Historiker und Philosophen es später genehmigen oder nicht, im ursprünglichen Bette dem ursprünglichen Ziele zu. Er macht die Geschichte, er ist die Geschichte, er hat immer recht.

Zwei historische Bauernhäuser.

Ich bin vor Matthäus Schinners Walliserhaus in Mühlebach und vor Bruderklausens Wohnung auf dem Flüeli gestanden. Beide Hütten sind erstaunlich ähnlich, von sonnenschwarzem Holz, niedern Dielen, kleinen Fenstern und einer so kleinen Türe, daß man nicht begreift, wie daraus so große Gestalten hervorgehen konnten.

Aber wie unähnliche Menschen!

Bauernblut, Hirtenbubengeist, Lungen und Nerven wie Aelpler, Gedanken wie Adler, zäh, unbesieglich, freiheitsliebend und ungefähr gleich alt geworden — aber der Sachsler die Ruhe, Schinner die ewige Unrast, jener voll Drang nach innerer, dieser nach äußerer Größe, jener die Kutte, dieser den Purpur ersehnend, jener in der Wildnis der Jugend, dieser

*) Der Zuger Schwarzmurer.

im Gepränge von Thronen und Kabinetten am behaglichsten, von Flüe ein Träumer Gottes, Schinner ein Schwärmer der kirchenpolitischen Herrlichkeit, Niklaus den Frieden, Matthäus den Krieg in der Hand, die doch auch einst wie Bruderklaus friedlich Kühe und Ziegen gemolken hat. Beide sind Asketen des Leibes und tadellos im Privatleben gewesen, aber nur Bruderklaus bleibt auch rein als Mann der Geschichte, nur er ist auch Asket des Geistes.

Ich bin überzeugt, daß er wohl der minder glänzende, aber der gesündere, nachhaltigere, nationalere Politiker als Matthäus Schinner war. Ich sage es bei aller Bewunderung für die hitzige Genialität des Walliser Kardinals. Der von Flüe wäre gegenüber der Schinnerschen Offensive der Defensivpolitiker gewesen, denn die Defensive ist die einzige große Politik der Kleinen. Bruderklaus hätte seiner Auslandpolitik das solide Naturrecht und Gewissen unterlegt, nicht die ehrgeizigen Launen der Fürsten. Haß und Ehrsucht hätten ihn nicht wie den Sittener Bischof in eine unleidliche Verquickung von niedrigen Ränken und hohen Kirchenidealen gehetzt und so oft mit einer glänzenden Verwechslung von Unwahrem für Wahres, von Staub für Geist geblendet. Er, der unglaublich schlaue Diplomat, den die geriebensten Fürsten mit Geschenk und Kompliment ködern, die er höflich einsteckt, gebührend verdankt, mit allgemeinen moralischen Ratschlägen erwidert, aber sich dabei nicht die kleinste parteiliche Silbe vergibt, er hätte mit seinem heiligen Bauernwitz in der päpstlichen Politik genau unterschieden, was vom Apostel und was vom Weltmann daran war. Nicht mit rauschender Seidenschleppe wie Schinner wäre er durch die Gemächer des Mediceerpapstes geschritten, sondern seine braune Kutte, an der noch Harz und Fichtennadeln klebten, hätte wie eine unserer derben, frischen Tannen in die klassische Schwüle des leoninischen Hofes geweht, und sein nackter breiter Unterwaldnerfuß wäre ungeschickt genug über die vielen Teppiche gegangen. Umso geschickter wäre sein langsamer, frommer Baß ins päpstliche Gewissen gefallen.

Auch Schinner hat gegen Ende seines Lebens, wohl mit einer gewissen Ueberlegung und Widerlegung seiner stürmischen Politikerjahre, dem Papst Hadrian VI. einen tüchtigen Reformplan der kirchlichen Zustände unterbreitet, den besten aller bisherigen. Aber war er nicht da noch ein zu leidenschaftlicher, zu staubiger Weltpolitiker, um am Evangelium Christi mit unbesudelten Händen zu bauen? Die Hände aber, die Bruderklaus fast nur noch zum Segnen, Beten, Ermahnen, vielleicht auch zum Schirmen eines Käfers vor einem dicken Spatzen oder zum Abreißen eines blinden Schosses von einer Haselstaude brauchte, diese derben, des Schreibens unkundigen Hände hätten dennoch wohl die beste Reform der armen Ekklesia geschrieben.

Chorherr Wölflin von Luzern hat eine Biographie des Eremiten im Auftrag Obwaldens verfaßt und mit einer Vorrede versehen dem Kirchenfürsten glaublich im Jahre 1504 oder 1505 übermacht. Mit welchen Gedanken mußte Schinner, wenn er sich überhaupt die Zeit dazu nahm, die Worte lesen: „Omnia sua consilia in patriae tranquillitatem, vicinorum concordiam ... referebat ... Nolite extendere sepem ulterius!" — Ruhe des Vaterlandes! — er, der die Ruhe der Eidgenossen wie kein zweiter gerade damals aufstörte — Eintracht mit den Nachbaren! — er, der die Schweizer mit allen Mächten ringsum in Fehde brachte — Den Hag nicht erweitern! — er, dem der Wall der Schneeberge, die Sichel des Apennin viel zu eng für seine Politik gezogen war!

Was doch für verschiedene Geister aus so kleinen, geräucherten, niedrigen Bauernstuben hervorgehen können!*)

Auch an den Gräbern beider Männer habe ich gestanden. In die Sachslerkirche zirpen die Grillen der Pfarrhofmatte hinein, der grüne Obkirchenhügel lacht durch die hohen Scheiben, es duftet von Weihrauch, aber auch von Heu, von Mostbirnen, von herrlichem Käse oft über den Friedhof bis zur Schwelle des Niklausen-

*) Schinners Gestalt hat unsere Dichter öfters zur Darstellung gereizt, noch unlängst C. F. Wiegand und Johannes Jegerlehner. Niemand wird jene ergreifende Szene bei Jegerlehner vergessen, wo der Kardinal nach verwickelter, hoher Politik sich mit seinen Mühlebachern im Mailänderschloß so dörflich unterhält und dabei aus dem Purpur den Hirtenkittel so menschlich warm hervorgucken läßt.

grabes. Des Abends hört man den Jodel von den Maisässen, des Morgens das Schellengeläute der auf die Wildenen trappelnden Geißen. Und ringsum schweben Friede und Heimatlichkeit. Aber oft zieht man die vielen Glocken, und dann erbebt die Dorfstraße mit ihren Holzschuhen, Kätzlein und Milchkarren plötzlich von tausend fremden Schritten und von Deutsch und Welsch, und die Verehrung tritt barhäuptig und kniefällig an sein Grab und redet wie ein Kind in allen vier Landessprachen zu seinem Genius, und man merkt es dann so gut wie etwa am einsamen Mittag, wenn nur zwei, drei Wanderer oder ein beschaulicher Historiker durch den schwarzen Wald der Marmorkirche leise hin- und herwandeln und etwas Stilles auf ihr Blockheft notieren, daß Bruderklaus nicht bloß im geographischen, sondern auch im nationalen Herzen der Schweiz ruht und daß ihm, dem heiligen Pfiffikus, eigentlich doch alle Politik nach dem Schnürchen gegangen ist.

Doch der gewaltige Kardinal Matthäus schläft ... schläft? Oft meinte ich neben dem Stein der Kirche Santa Maria dell' Anima, dieser heiße Mensch könne noch jetzt nicht Hände und Füße leichensteif beisammenhalten, ich müsse ihn in den unterirdischen Bezirken reiten und zur Schlacht rufen hören... Doch nein, er schläft im fernen, dumpfen Rom, zerfallen mit seinem Volke, das ihn „den heiligen Vater vom Wallis" gespottet hat, dreimal verjagt von seiner hochgetürmten Bischofsstadt, mißkreditiert durch das Unglück von Marignano und verrufen und verpönt bei den Schweizern, wohl zuletzt noch der Vertraute eines unsympathischen Kaisers und eines unbeliebten, unpraktischen Papstes, aber doch nicht imstande, „dem Güggel die klawen zu beschniden" *), worauf er alle Stunden seines Lebens abgezielt hatte. Hier schläft er, alles in allem unverrichteter Dinge, ein entwurzelter Mann, und kein erfrischender Hauch von den Gletschern seines Binntales weht über seinen verlassenen Stein. Armes Walliserbüblein im Purpur und Exil Roms! Reicher Waldbruder in der Dorfkirche von Sachseln!

(Fortsetzung folgt).

*) Seinem Todfeind Frankreich. — Professor Dr. Albert Büchi wird, nachdem bisher nichts als kleine Aufsätze über den mächtigen Mann herumgeflogen, die große gültige Biographie Schinners aus den Quellen, einem ungeheuern historischen Material, das er einzigartig beherrscht, hoffentlich bald einer erwartungsvollen, großen Lesergemeinde herausgeben, ein Ereignis für manchen Geschichtsfreund!

Die letzte Liebe des Stadtschreibers.

Novelle von Maria Waser, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

In den mittäglichen Fenstern der bernischen Kanzleistube lag die Augstensonne; doch während die dicken Rundscheibchen den breiten Glast zu mattgoldenem Gekringel dämpften, drang die Frühnachmittagshitze unbehindert ein und füllte den braungewölbten Raum mit stickiger Glut.

Der langarmige Schreiber, der einsam am starken Doppelpult saß, hatte den Kampf mit den schweren Lidern aufgegeben. Langsam sank das blondborstige Kinn in die schmale Brust, und schon breiteten sich die vornübergefallenen Haarsträhnen trostlos über das aufgeschlagene Missivenbuch, als vernehmlich nahende Schritte den Duselnden aufschreckten. Mit langem Hals lauschte er auf den weithallenden Rathausgang hinaus, und wie er die Art dieser lebendigen, etwas harten Schritte erkannte, sprang er auf und hatte just noch Zeit, die schweißgetränkten Haare aus der Stirn zu werfen und den heruntergefallenen Kiel vom Boden aufzuheben, ehe die Türe sich öffnete und in deren dunkelm Bogen die aufrechte Gestalt des Altstadtschreibers Thüring Fricker erschien. Sein grauweißes Haar, das großartig unterm schwarzen Barett hervorbrach, schimmerte im Widerschein des grünlichen Sonnengeflimmers, und ein weißes Blitzen drang aus den lebhaften Augen, die sich im Schutze der mächtig gebuschten Brauen seltsam jung erhalten hatten. Ein belustigtes Lächeln über des Schreibers schnattengezeichnetes Schlafgesicht ließ jetzt auch Herrn Thürings starke Zähne glänzen; aber nur für einen Augenblick, dann härtete sich sein Gesicht und wurde fürnehm und streng, derweil er sich mit wenig Worten nach dem abwesenden